Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 264. Donnerstag den 20. September 1888. 82. Jahrgang.

Der gute Doctor.

Erzählung von J. Zseubeck.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Fragen Sie nicht, was ich will, mein Lieber. Ich gehe nicht mehr in den „Stern". Damit können Sie sich beruhigen. Es wird Zeit, daß ich auf strenge Innehaltung der Amtsstunden halte. Das lassen Sie sich bei dieser Gelegenheit auch für Ihre Person gesagt sein! Gewissenhafte Pflichterfüllung, Aufopfern der eigenen Interessen zum Wohle des Gemeinwesens, das ist es, was ein Bürgermeister täglich und stündlich bethätigen muß, wenn er als ein leuchtendes Vorbild dastehen will. Ein leuchtendes Vorbild will ich werden — ja — ein leuchtendes Vorbild — verstehen Sie, mein Lieber?"

Der Schreiber schob, statt zu antworten, den großen Lehnsessel noch weiter in die Mitte des Zimmers. „Haben Sie sonst noch Befehle, Herr Bürgermeister?" fragte er.

„Nein, nein", entgegnete dieser und versuchte seiner Stimme einen vertraulichen Ton zu geben. „Aber Sie können mir den Amtsdiener schicken. Oder noch besser, sagen Sie es ihm, daß er mal hinüber in den „Stern" geht und ein paar Schoppen holt. Man muß sich doch die Kehle anfeuchten können!"

Der Wein kam, aber er schien dem Bürgermeister ohne Gesellschaft nicht zu munden. Bei dem zweiten Glase rief Brand seinen Schreiber zu sich. Mit wichtiger Miene fragte er ihn, ob alle Acten und Vorlagen für die Magistratssitzung am folgenden Tage in Ordnung seien. Auf die bejahende Antwort folgte eine Einladung des Bürgermeisters, ein Glas mitzutrinken. Bald mußte der Amtsdiener zum zweiten Mal in den „Stern" gehen. Brand kam zu der Einsicht, daß er bei seinem Entschluß, kein Wirthshaus mehr besuchen zu wollen, gar nicht schlecht fahre. In dem bequemen Lehnstuhl saß es sich entschieden besser als auf einer Bank im „Stern". Der Schreiber konnte unterhalten und wußte von dem Syndicus Bloemeyer und den übrigen Stadthäuptern so viel Spaßhaftes zu erzählen, daß der Bürgermeister befriedigt erklärte, er habe sich seit Wochen nicht so gut amüsirt. Eins machte dem Letzteren die Gesellschaft seines Untergebenen noch angenehmer: der Mann widersprach ihm nie. Dafür durfte er auch ungehindert seinen unlöschbaren Durst befriedigen.

Zuletzt zog der Amtsschreiber gar ein Spiel Karten aus der Rocktasche.

„Ein Partiechen Rummelpiquet, Herr Bürgermeister?" fragte er.

Nun war Brand ganz befriedigt. Rummelpiquet spielte er für sein Leben gern. Im „Stern" hatte er aber diese Art der Unterhaltung schon lange aufgegeben, da er immer verlor; in seinem Hause litt Frau Beatrix nur einen Whist, um den ariistokratischen Ton zu wahren.

Die Mittagsstunde hatte schon lange geschlagen, als der Amtsdiener die beiden Spieler daran erinnerte, daß es nun die höchste Zeit sei, die Bureaus zu schließen.

„Morgen müssen Sie sich aber ranhalten, Secretairchen!" lachte der Bürgermeister, sich schwerfällig aus seinem Sessel erhebend. „Heute haben Sie nicht ein einziges Mal daneben gemacht. Apropos — morgen werde ich auch versuchen, ob ich nicht eine kleine Extra-Remuneration für Sie in der Rathssitzung beantragen kann. Aber — reinen Mund halten — Amtsgeheimniß bewahren! Sie verstehen mich doch, Secretairchen?"

* * *

In all ihrem Aerger fühlte sich Frau Beatrix Brand durch das Gefühl gehoben und befriedigt, daß ihr Mann sich wieder einmal ihrem Willen gefügt hatte und den „Rothen Stern", sowie allen Verkehr mit den Maifeldern mied. Tag für Tag wurde Lisette zu verschiedenen Zeiten von ihr auf Kundschaft ausgeschickt, und stets brachte sie die Nachricht, daß der Herr Bürgermeister auf dem Rathhause sei. Wie sich Brand für die Verzichtleistung auf den Wirthshausbesuch schadlos hielt, davon erfuhr Niemand etwas, seine Mitschuldigen, der Amtsschreiber und der Amtsdiener, waren verschwiegen.

Von allen Maifeldern hatte nur Einer wieder Gnade gefunden in den Augen der Frau Beatrix Brand und ihrer Tochter Justiane: Heppler. Er kam täglich in das bürgermeisterliche Haus, schien es nicht zu fühlen, wenn er unfreundlich empfangen wurde, und fügte sich in alle Launen der beiden Damen. Heppler sah in Justiane Brand nur die reiche Erbin der reichen Gräfin Wolfseck. Als er aus den Mittheilungen des Syndicus Bloemeyer erfahren hatte, daß Frau Brand eine Nichte der Gräfin sei, war er sogleich nach der Residenz gereist, um dort genaue Erkundigungen einzuziehen. Es war ihm auch gelungen, die sichersten Beweise dafür zu erhalten, daß die Gräfin im Besitz eines großen Vermögens sei und keine anderen Verwandten habe, als eine alte Cousine ihres Mannes und die Tochter einer verstorbenen Schwester derselben, die verehelichte Bürgermeister Brand.

Heppler handelte mit der Ueberlegung eines geschulten Diplomaten. Er verschaffte sich unter dem Vorwand, Wäschestücke nähen lassen zu wollen, Eingang bei dem Fräulein v. Wolfseck, der Tante der Bürgermeisterin. Geschickt wußte er das Gespräch auf die kümmerliche Lage der Nähterin mit dem aristokratischen Namen zu bringen, hörte geduldig die Lamentationen der geschwätzigen Alten mit an, welche die Wittwe ihres Vetters und die Tochter ihrer Schwester als die hartherzigsten und erbarmungslosesten Geschöpfe schilderte, und überzeugte sich, daß in der That mit ihr nur die Brand's Anwartschaft auf den Wolfseck'schen Besitz hatten. Auf der Rückreise legte er sich seinen Plan weiter zurecht. Als Grund seiner mehrtägigen Abwesenheit von Maifeld gab er wichtige Geschäfte an und erzählte besonders seiner Haushälterin, daß es ihm gelungen sei, eine schon lange verloren geglaubte größere Summe Geldes zu retten. Er wußte genau, daß Frau Gertrudis für die Verbreitung dieser Neuigkeit sorgen würde. Dann machte er seinen ersten Besuch bei Frau Brand. Diese hatte durch Lisette auch schon erfahren, daß Heppler's Vermögen sich verdoppelt habe. In den Augen der Bürgermeisterin gab ihm dies einen Reiz, der den bürgerlichen Namen, die ungelenke lange Figur, das pockennarbige Gesicht und die von der früheren Beschäftigung mit Heringen und schwarzer Seife noch immer groben und rothen Hände fast vergessen machte. Sie sah in dem reichen Heppler eine Versorgung für ihre Justiane auf alle Fälle und beschloß, ihn zu ihrem Schwiegersohn zu machen, wenn jede Aussicht schwände, die Gräfin zu beerben. Heppler's Bemühen, den früheren Umgang wieder anzuknüpfen, bewies ihr ja zur Genüge, daß derselbe jetzt anderer Ansicht geworden sei und Justiane begehrenswerth finde. Um ihn auf die Probe zu stellen, um sich zu überzeugen, wie fest das Band sei, das ihn zu ihrer Tochter zöge, zeigte sie sich unfreundlich und abstoßend und stellte es als eine Unmöglichkeit hin, daß Justiane jemals einen Mann ohne Adel, ohne Titel oder Würden heirathen könne. Sobald sie aber sah, daß Heppler Miene machte, die anscheinend unnützen Bewerbungen aufzugeben, lenkte sie wieder ein und erhärtete in thränenreichem Pathos, daß sie und ihre Tochter viel zu edel und gemüthvoll seien, um vor Stimme des Herzens wegen äußerer Rücksichten zum Schweigen zu bringen. Wenn Justinchen erst wirklich gemerkt habe, was Liebe sei, so werde sie nie nach Rang und Stand oder Vermögen fragen, sondern nur dem Zuge ihres Herzens folgen; darin sei sie das wahre Ebenbild ihrer Mutter.

Als ein würdiges Ebenbild ihrer Mutter behandelte Justiane den schon früher ersehnten Bewerber um ihre Hand ebenso wie jene. Wenn Heppler kam, zeigte sie sich hochmüthig und erwiderte kaum seinen Gruß; bald darauf sah sie ihn wieder mit einem traurigen, bittenden Blick an, als ob sie ihre Unfreundlichkeit bereue; sie schmollte und kokettirte, war voller Laune und veränderlich wie das Wetter im April. Diese Art, sich geben zu können, gefiel Justiane ganz besonders. Abgesehen von dem Hauptzweck, den sie zu erreichen hoffte, wenn sie auf Heppler wirke wie die beiden Pole des Magneten, glaubte sie auch, ein solches Benehmen sei der beste Beweis ihrer jugendlichen Schüchternheit und jungfräulichen Scham.

Bei alledem war und blieb Heppler von der gleichen zuvorkommenden Freundlichkeit. Nur das entscheidende Wort kam nicht über seine Lippen, das Justiane täglich erwartete, auf das sich Frau Beatrix schon eine Antwort präparirt hatte, in der sie sich zu nichts verpflichtete, ohne aber Heppler frei zu geben. So spielten die Drei täglich eine Scene ihrer Komödie. Jeder blieb seiner Rolle treu und Keiner ahnte, daß er zu den betrogenen Betrügern gehöre.

Heppler's Besuche im Brand'schen Hause blieben in Maifeld nicht unbekannt; man sprach von ihm und Justiane schon als von einem verlobten Brautpaar; an hämischen Bemerkungen über die Gründe, welche die Beiden zusammengeführt hatten, ließ es dabei Keiner fehlen, und fast alle trafen das Richtige. Der Bürgermeister nur schien von all den Vorgängen nichts hören und sehen zu wollen, ebenso wie Frau Gertrudis, Heppler's Haushälterin; wenn sie auch durch Lisette immer genauen Bescheid über jedes Wort, über jeden Blick ihres Herrn erhielt, so blieb sie doch fest davon überzeugt, daß er ohne ihre Zustimmung niemals sein Junggesellenleben aufgeben würde. Wer dann Frau Heppler werden würde, das hatten ihr die Karten, die sie sich jeden Abend legte, schon lange verrathen, und an dies Orakel glaubte sie noch mehr als an die Macht ihres eigenen Willens.

* * *

Noch eine andere Neuigkeit beschäftigte die Maifelder und ließ alle Gespräche über die Brand's und ihre Verwandten in den Hintergrund treten. In dem früher so verrufenen Hause, das jetzt die Gräfin Wolfseck bewohnte, hatten sich wieder die alten Gespenster gezeigt. Zuerst wollte der Nachtwächter gesehen haben, wie sich ein flackerndes Licht durch alle Räume des Hauses bewegte und ein Fenster nach dem andern erhellte, bis es unten, in den Kellern, erlosch. In der nächsten Nacht nahm er zwei Neugierige als Zeugen mit, die seine Wahrnehmung bestätigten. Dann erzählten auch die Nachbarn, daß sich wieder schauerliche Klagerufe in dem Garten hören ließen, und einer von ihnen, ein Fischschneider, der an Schlaflosigkeit litt, wollte sogar beschwören, daß er an dem großen Götterthor eine übermenschlich lange Gestalt, mit einem schwarzen Bahrtuch bekleidet, gesehen habe, welche den Knochenarm drohend über Maifeld ausstreckte. Der Glaube an Gespenster war so fest bei den Bewohnern der Stadt eingewurzelt, daß sich auch unter den Stammgästen im „Rothen Stern" kein Zweifler fand. Von dem Maler Gronau, als dem Einzigen, der das Haus der Gräfin betrat, wollten Alle ausführliche Nachrichten haben. Gronau gab dem Gespensterglauben neue Nahrung. Besonders in den späten Abendstunden erzählte er von dem beklemmenden Eindruck, den jeder Raum, jeder Winkel des verrufenen Hauses schon auf ihn gemacht. Er betheuerte, daß er um keinen Preis nach Sonnenuntergang einen Schritt in jenen Garten thun würde.

Wenn Gronau am Vormittag mit seinem Freunde Erich Wilken zusammentraf, so schüttelte der Doctor gewöhnlich tadelnd den Kopf.

„Du treibst es bald zu toll, Fritz!" sagte er, als er eines Morgens den Maler im „Stern" aufsuchte. „Ich mag kommen, wohin ich will, zu Kranken oder zu Gesunden, Jeder spricht von Geistern und Gespenstern. Wenn ich den Leuten mit den handgreiflichsten Beweisen ihren albernen Aberglauben austreiben will, dann erklären sie mir ganz einfach, Du wärst auch von der Existenzberechtigung eines Spuks überzeugt. Die haarsträubendsten Dummheiten wollen sie immer von Dir gehört haben, und leider bist Du Jedem competent, weil Du aus einer großen Stadt kommst."

„Was schadet's denn, wenn ich die Philister graulich mache, wie eine Kindsfrau die ungezogenen Baben?" fragte der Maler lachend.

„Was es schadet? Ich habe schon genug und übergenug mit bösen Geistern zu kämpfen, welche die Menschheit zu Grunde richten, mit den Dämonen der Krankheit, des Hungers und der Noth! Mußt Du nun noch neue Feinde gegen mich werben?"

„Aengstige Dich nicht, Doctorchen! Deine Maifelder leiden an ihrer Gesundheit nicht, und wenn ich ihnen auch den Teufel sammt seiner Großmutter leibhaftig vorführen könnte. Wenn sie fühlen, daß sich die Haare auf ihren Köpfen sträuben, wenn es ihnen eiskalt den Rücken lang zieht, dann schmeckt ihnen der Wein um so besser. Die Furcht soll ja die Verdauung befördern, denke ich."

„Aber die Kinder, — die Kinder!" fiel Wilken ein. „Meine Lene sagar traut sich Abends kaum noch in ein dunkles Zimmer!"

„Ich verspreche Dir, mich bessern zu wollen", sagte der Maler, dem Doctor treuherzig die Hand reichend. „Konnte ich denn annehmen, daß Du mir die Schuld zuschiebst, wenn auch die Lene sich vor Gespenstern fürchtet? Und doch hat das Kind vielleicht nicht unrecht — dürfen wir die Möglichkeit eines Hineingreifens der übernatürlichen Geisterwelt in unser jämmerliches Erdendasein leugnen? Ich glaube an das Erscheinen von Geistern, aber nur gute sind es, die ich gesehen — die Menschengestalt annehmen, um uns eine Probe himmlischen Glückes kosten zu lassen. Nenne mich einen Thoren, Freund, wenn es Dir so gefällt, aber versuche nicht, mir meinen Traum zu zerstören!"

„Du speichst in Räthseln, mein Junge", lachte jetzt der Doctor. Dann nahm aber auch sein Gesicht einen ernsten Ausdruck an. „Und doch hast Du Recht", fuhr er fort. „Solch einen guten Geist habe ich auch gesehen, vor wenig Tagen noch. Er zeigte sich mir in der Gestalt eines schwachen, zarten Kindes. Zu einem armen Arbeiter war er ins Haus gekommen und hatte etwas von Himmelsfreude und Himmelsfrieden mit sich gebracht. Der Vater war ein roher Geselle gewesen, ein Trinker und Spieler, der sein Weib schlug, wenn er berauscht nach Hause kam. Als er aber einmal auch taumelnd und wankend heimkehrte, mit einem Fluch über die Schwelle seiner Hütte trat, da sah er in den Armen seiner Frau ein kleines Wesen liegen — von Stunde an wurde er ein Anderer, die großen, blauen Augen seines Kindes hatten es ihm angethan, ein guter Geist war zu ihm herniedergestiegen und hatte die bösen Dämonen in ihm gebannt, ihn gegen jede Versuchung gefeit. Die Geister bleiben nicht lange bei uns, und der, von dem ich spreche, hatte sich eine gar zu zerbrechliche Hülle gewählt. Kaum drei Jahre hat er es hier unten ausgehalten. Vorgestern starb das Kind. So ein Kind sterben sehen zu müssen, das ist mir sonst das Schmerzlichste, da nicht helfen, retten zu können, das wollte mir schon oft meinen Beruf ganz verleiden. Aber diesmal habe ich von alledem nichts empfunden. Aus den Augen des sterbenden Kleinen leuchtete es wie von Verklärung, es war mir, als ob der sich vom Körper losringende Geist spräche: „Ich verschwinde wieder, weil ich meine Aufgabe erfüllt habe!" — der Vater ist gebessert für immer; er trägt seine Frau auf Händen. Wollte Gott, alle Geistererscheinungen hätten solche Folgen!"

Eine Weile saß der Doctor noch wie nachsinnend da, dann sprang er mit einer eigenartigen Lebendigkeit, wie um sich aller Gedanken zu entschlagen, von seinem Stuhle auf.

„Komm, Fritz!" rief er mit gänzlich verändertem Ton. „Wir wollen einen Spaziergang machen. Ich habe heute eine Stunde übrig. Es wartet kein Kranker auf mich, die Lene ist in der Schule, und meinen Hans können wir abholen und mitnehmen. Deine Malerei ist kein Frosch, der Dir davonhüpft, und nach Deinen schweren Abendsitzungen thut Dir die frische Luft gewiß auch noth!"

Gronau stimmte dem Freunde ohne Bedenken zu, und gleich darauf gingen die Beiden über den Marktplatz der Wohnung des Doctors zu. Vor der Thür der letzteren sahen sie schon den blinden Knaben sitzen, der bei ihrem Näherkommen, die Schritte des Doctors erkennend, den Kopf hob. Er jubelte laut auf, als er hörte, daß er seinen Pflegevater begleiten dürfe, und griff dann mit der herzlichen Vertraulichkeit, wie sie Kindern geliebten Erwachsenen gegenüber eigen, nach des Doctors Hand.

Auf Wilken's Fragen, wie er sich in den Frühstunden beschäftigt habe, antwortete der Blinde im offenen kindlichen Geplauder und verlangte dann seinerseits Auskunft über des Doctors Patienten, an deren Befinden er das größte Interesse zu nehmen schien. Wilken und Gronau waren jetzt nur mit dem Knaben beschäftigt; mit unverkennbarer Genugthuung horchte der Doctor auf die von Ueberlegung und Verständniß zeugenden Worte seines Schützlings und sah dabei mit von stolzer Freude leuchtenden Augen den schwarzhärigen Maler an.

Bei dem Hause des Bürgermeisters führte die Drei der Weg vorbei; weder Wilken noch Gronau bemerkten aber, wie sie aufmerksam von Frau Beatrix, Justiane und dem langen Heppler beobachtet wurden. Hätte Gronau die Gesichter von Mutter und Tochter gesehen, so würde er nicht mehr im Zweifel gewesen sein, daß ihm die Frauen unversöhnliche Feindschaft geschworen.

Der Doctor Wilken war mit seinen beiden Begleitern bis vor die Stadt gekommen und machte jetzt auf einer Anhöhe Halt. Zur Rechten zeigte sich der Abhang des Kirchberges mit dem Friedhof, dessen Denkmäler und Grabkreuze zwischen den sich bunt färbenden Bäumen und Sträuchern sichtbar waren. Zur Linken breiteten sich die Weingärten aus, Maifelds Stolz und beste Einnahmequelle. Nach vorn fiel die Höhe steil und schroff ab zu dem Ufer eines kleinen Flusses hin, der in vielfach gewundenem Lauf dem in der Ferne sichtbaren Rheinstrom zueilte.

Ein köstliches Bild war es, das sich hier dem Beschauer entrollte. Der Horizont ringsum abgeschlossen durch gewellte Höhenzüge, aus denen sich die Kuppen wahrer Riesendome abhoben, die näherliegenden dunkelgrün, die entfernteren, mit verschwimmenden Umrissen, bläulichviolett gefärbt mit dem Aether, ineinander fließend. Wie ein Rahmen umfaßten die Berge das Thal. Saftig grüne Wiesen, graugelbe Stoppelfelder, goldig glänzende Aehrenbreiten, die der Sichel der Schnitter noch harrten, dazwischen zerstreut weit ausgedehnte Obstgärten, in denen der Nußbaum und die edle Kastanie durch Färbung und Wuchs sich auszeichneten, zogen sie bis zum Rheine hin, der wie ein Silbersaum im Sonnenlichte aufleuchtete. Von dem Grunde hoben sich die rothen Ziegeldächer zahlreicher Häuser ab wie Edelsteine, mit denen ein Königsmantel geschmückt ist. Hier drängten sie sich um einen Kirchthurm, dort lagen sie zu zweien und dreien vereint, andere wieder ganz allein, wie die Einsamkeit suchend. Auch an lebender Staffage fehlte es nicht; auf einer Trift am Ufer weidete eine Kinderheerde, auf den Aeckern zeigten sich fleißige Menschen, und darüber strahlte es von Zeit zu Zeit in blendender Weise an der blauen Krystallglocke des Himmels auf, wenn eine Taubenschar pfeilschnell dahinschoß.

Aus einigen Mauerbrocken und einer darüber gelegten Steinplatte, wohl von den letzten Resten eines alten Wartthurmes herrührend, dessen Fundamente sich unter Gras, Epheu und Gestrüpp verbargen, hatte eine mehr willige als geschickte Hand eine primitive Bank an diesem Aussichtspunct errichtet; Erich Wilken, Fritz Gronau und der blinde Hans hatten auf derselben Platz genommen. Die beiden Männer sahen wie in Andacht versunken auf die Schönheit der Landschaft zu ihren Füßen.

„Ein Meisterwerk der großen Malerin Natur, deren Palette unerschöpflich in Farben und Schmelz ist!" rief Gronau begeistert aus. Ein tiefer schmerzlicher Seufzer antwortete ihm.

„Könnte ich doch auch nur einmal wieder sehen", klagte der Blinde.

Der Doctor drückte ihn liebevoll an sich. „Das sollst Du auch, mein Junge!" tröstete er und wandte sich dann an Gronau: „Da unten den Streifen Landes am andern Ufer, von dem Nußbaum bis zum Wasser hin, den habe ich gestern gekauft", begann er dann in gleichgiltig scheinendem Ton, aber mit forschendem Seitenblick den Eindruck seiner Worte prüfend. „So bald als möglich beginne ich mit dem Bau eines kleinen Hauses. Glaubst Du nicht auch, Fritz, daß die Kinder da gut wohnen werden? Von einer bedeckten Veranda aus haben sie die Aussicht auf das Thal, die Schlafzimmer liegen nach der Sonnenseite, vor Nord- und Ostwinden sind wir durch den Kirchberg und die Höhen zur Linken geschützt. Das Haus ist nicht groß, aber alle Räume sind luftig und hell, der Garten hat Platz für eine Laube, Rasenflecke, Rosenbeete und ein Dutzend Obstbäume. Auch die nöthigen Küchenkräuter für unsern Bedarf können wir ziehen. Ich bin ganz zufrieden mit meinem Grundbesitz!"

„Wenn man Dich hört, könnte man glauben, Dein Haus mit Veranda und Laube stände schon fix und fertig da", meinte Gronau. „Nun, den Kindern wird Deine Idee schon gefallen, und ich wünsche dem Hans Glück dazu, daß er in einer solchen Umgebung sich wieder an das Sonnenlicht gewöhnen soll. Aber hast Du auch an Dich gedacht, Erich? Wird eine Wohnung außerhalb der Stadt Dir nicht viele Unbequemlichkeiten in Deiner Praxis schaffen?"

„Ich habe ebensoviele Patienten jenseit wie diesseit des Wassers, nebenbei kann ich mit einem Handkahn mir den Weg nach Maifeld so abkürzen, daß von einer Entfernung von der Stadt gar keine Rede mehr sein kann. Unbequemlichkeiten fürchtest Du, Unbequemlichkeiten für mich? Was wäre es denn weiter? Eine Stunde früher auf, das brächte ja jeden Zeitverlust wieder ein. Ich bin dabei überhaupt Nebensache. Die Kinder sollen gedeihen, der Hans besonders soll nach der Operation in guter und freier Luft leben. Im nächsten Sommer mußt Du wiederkommen, Fritz, dann habe ich Platz. Du wohnst bei uns in dem neuen Hause und überzeugst Dich, daß ich trotz aller Moralien doch noch das Zeug zu einem guten Familienvater und Ehegatten gehabt habe."

„Du denkst ans Heirathen?" rief Gronau erstaunt aus. „Wie ist Dir denn so schnell diese Idee gekommen? Du hast Dich doch oft genug verschworen, als Junggeselle sterben zu wollen!"

Der Doctor antwortete nicht gleich, er schien den Blick seines Freundes zu meiden und sah unverwandt auf die Erde, in die er mit dem Stock kraule Figuren einzeichnete.

Gronau stand plötzlich von der Bank auf und trat dicht an die Böschung; eine Weile starrte er hinunter in den Fluß, als wenn er die murmelnden Wellen zählen wollte. Er schrak zusammen, als sich eine Hand auf seinen Arm legte. Der Doctor war ihm gefolgt.

„Sei mir nicht böse, lieber Fritz", sagte dieser mit einer gewissen schüchternen Befangenheit, „daß ich erst heute mit Dir darüber spreche. Zu einem festen Entschluß bin ich aber auch erst über Nacht gekommen. Es ist wirklich besser für die Kinder und auch für die Marie, wenn ich sie heirathe. Der letzte Wunsch der verstorbenen Mutter wird dann erfüllt, das weiß ich bestimmt! Ja, ja, es ist das Beste so, für uns Alle das Beste!"

„Hast Du denn einen Grund, zu glauben, daß Marie, Fräulein Müller, Dich liebt? Weißt Du, ob sie einwilligt, Deine Frau zu werden?" fragte Gronau, dessen sonst so feste Stimme zitterte und klanglos war.

„Ob die Marie mich liebt, meinst Du?" lautete die Gegenfrage des Doctors. „Daß ich in einem jungen Mädchenherzen nicht das Gefühl erregen kann, welches Du für eine Bedingung der Ehe zu halten scheinst, die Himmel und Hölle stürmende Liebe, die sich in Sehnsucht verzehrt und an einem Blick, an einem Händedruck wieder Nahrung findet für Wochen und Monate, das weiß ich. Glücklich machen kann und will ich aber die Marie trotzdem, denn sie vertraut mir, sie achtet mich. Auch meine Gründe, weshalb ich an eine Heirath denke, werden ihr einleuchten. Ich bin dabei Nebensache, aber sie, sie und die Kinder sind dann versorgt!"

Des Malers Gesicht war bleich geworden, er preßte die spitzen, weißen Zähne auf die Unterlippe, als wenn er heftige, harte Worte gewaltsam zurückdrängen wollte. Der Doctor schien von der Wirkung seiner Auseinandersetzung nichts zu merken, er sah nur auf den Platz, den er für seinen Hausbau gewählt hatte.

„Hast Du mit der Marie schon gesprochen? Willigt sie ein, Deine Frau zu werden?"

Gronau stieß die Worte so schnell und ängstlich hervor, daß Wilken doch nun seine Augen hob und ihn verwundert ansah.

„Nein, gesprochen habe ich mit ihr darüber noch nicht!" sagte er zögernd. „Das hat auch Zeit, bis das Haus fertig ist, bis ich ihr zeigen kann, wo sie die Herrin sein soll. Leicht wird es mir nicht, ihr meinen ganzen Plan zu erklären; wenn ich bisher nur Andeutungen über die Zukunft machte, so wurde sie immer gleich eine ganz Andere, so ernst und so still. Sie wünscht sich wohl auch einen anderen Gatten, der besser zu ihr paßt als ich. Aber sie ist arm, ich wüßte keinen, der ihren wahren Werth zu schätzen weiß!"

„So? — Meinst Du, Du allein verständest dieses Juwel von einem Mädchen zu würdigen?" fiel Gronau fast höhnisch lachend ein. „Aber, frage sie, frage sie heute noch, ob sie Dein Weib werden will. In solchen Dingen muß man nie die Rechnung ohne den Wirth machen. Ich möchte doch auch gern Gewißheit haben!"

Wilken war unbefangen genug, die letzten Worte nur auf sich zu beziehen, in ihnen nur die Theilnahme des Freundes aussprechen zu hören.

„Ich danke Dir, Fritz", sagte er und faßte seine Hand, „daß Du auch hierbei wieder mit mir fühlst und mir Rath giebst. Ich werde mit Marie darüber sprechen, so bald als möglich bei der ersten Gelegenheit. Heute wird es sich wohl noch nicht machen lassen, aber ich verspreche Dir, daß Alles geordnet sein soll, ehe Du von hier abreisest!"

„Das hoffe ich auch. Aber nun gehe mit dem Hans nach Haus, Erich, es wird Zeit, wenn Du pünktlich zum Mittagessen daheim sein willst. Ich werde mich nun doch noch ein paar Stunden an meine Staffelei stellen!"

Ohne ein Wort des Abschiedes hatte der Maler den Doctor verlassen, der ihm erstaunt nachsah, bis er hinter dichtem Strauchwerk, um das der Weg zur Stadt eine Biegung machte, verschwunden war.

„Hast Du Dich mit dem Herrn Gronau gezankt, Onkel?" fragte der Blinde, als Wilken sich wieder neben ihn auf die Bank setzte.

„Gezankt? Weshalb glaubst Du das, mein Junge?"

„Weil die Stimme des Herrn Gronau anders klang als sonst. Ich habe nicht verstehen können, was er sprach, aber er war ärgerlich und heftig, das habe ich gemerkt, Onkel! Wenn man keine Augen hat, so sieht und hört man mit dem Ohren. Du kannst es mir glauben!"

„Wie scharf Dein Gehör ist, Hans, hast Du oft genug bewiesen. Aber diesmal hast Du Dich doch getäuscht. Ich und der Fritz, wir sollten uns zanken? Nein, mein Junge, so etwas ist unmöglich. Der gäbe sein Leben für mich hin, ebenso wie ich für ihn. Eins wünsche ich Dir: daß Du einst auch solch einen Freund findest, wie ich ihn in Gronau habe. Dann wirst Du jedes Unglück leichter ertragen und jede Freude doppelt genießen."

Der blinde Knabe wandte den Kopf zu dem Doctor, auf seinem Gesicht lag ein rührender Ausdruck, der lebhafter von seinen Empfindungen zeugte, als es das hellste, klarste Auge eines Sehenden thun kann.

„Habe ich denn nicht schon einen solchen Freund?" fragte er. „Du thust ja Alles für mich, und ich will gern noch taub werden, meine Hände und Füße biegeln, wenn Du es willst."

Wilken konnte nicht antworten, aber aus seinen Zügen strahlte das selige Lächeln eines Kindes, seine Augen wurden feucht von einer Freudenthräne.

(Fortsetzung folgt.)

Der König in Plauen.

† Plauen, 18. September. Heute Nachmittag ½4 Uhr fand die feierliche Einweihung der König Albert-Brücke statt. Se. Majestät der König, sowie Ihre königl. Hoheiten Feldmarschall Prinz Georg und Prinz Johann Georg nahmen an derselben persönlich Theil. Auf der Mitte der Brücke war ein Baldachin errichtet, unter welchem die allerhöchsten und höchsten Herrschaften Aufstellung nahmen, seitlich von denselben nahmen Platz hohe Officiere, sowie die städtischen, königlichen und kaiserlichen Behörden. Herr Oberbürgermeister Kunze hielt an Se. Majestät den König eine Ansprache und ließ im Anschlusse hieran vier Weiherufe folgen, deren erster lautete:

König Albert-Brücke sei benannt!
Steh fest, wie König Albert stand:
Festen Sinns mit fester Hand
Stets für Sachsen und allbeutsches Land!

Hierauf stimmte die Festversammlung entblößten Hauptes mächtig in ein dreifaches Hoch auf Se. Majestät unsern allverehrten König ein und Schüler und Schülerinnen der Bürgerschule überreichten den allerhöchsten und höchsten Herrschaften Blumensträuße, worauf die gesammte Schuljugend Plauens, über 7000 Kinder, jubelnd vor dem König vorüberzog. (Die Schüler der höheren Lehranstalten hatten von dem Abstiegequartier Se. Majestät [Maurer Engel] bis an die zu weihende Brücke Spalier gebildet). Die Festversammlung sang ein von Herrn Oberbürgermeister Kunze dem König Albert von Sachsen aus Anlaß Allerhöchstdessen heutiger Anwesenheit in Plauen gewidmetes „Sachsenlied" nach der Melodie „Deutschland, Deutschland über Alles". Als der König die Brücke verließ, ertönten nochmals kräftige Hochrufe. Derselbe besichtigte hierauf in Begleitung einiger Officiere, sowie der Hrn. Kreishauptmann Freiherrn v. Hausen, Amtshauptmann Freiherrn v. Welck, Oberbürgermeister Kunze und Stadtverordnetenvorsteher Amtsrichter Steiger in der bekannten eingehenden Weise die städtische Gasanstalt und den Hundezwinger Plauis des Herrn Kaufmann Max Hantzstein, sprach sich über das Gesehene sehr beifällig aus und begab sich alsdann in das überaus festlich geschmückte Gesellschaftshaus der „Gesellschaft der Freundschaft", woselbst ½6 Uhr das Königl. seiner mit 80 Gedecken stattfand. Hierzu waren die Generalität und sämmtliche Herren Stabsofficiere, königliche und städtische Behörden, bez. der Vorsteher des Stadtverordnetencollegiums Herr Amtsrichter Steiger befohlen. Außerdem nahmen an der Tafel Theil der regierende Fürst von Reuß, nebst seinem Hofmarschall Freiherrn v. Tiefenbacher, welcher dem König heute Nachmittag mittelst vorfürstlichen Wagens einen Besuch abgestattet und der zum Manöver hier anwesende österreichische Oberst Herr v. Schwedes vom Regiment „Prinz Georg" in Prag. Beim Rundgang brachte